

# Gelati

Autor(en): **Bollin, Johannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 22

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671854>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Aber hier ist noch ein zweites Schiff, welches ebenfalls morgen fährt, die «Ile de France»; versuchen wir zu telefonieren.»

Die Schifffahrtsgesellschaft antwortete Dr. Albert Macalroy, dass auf der «Ile de France» noch eine einzige Kabine frei sei, oder besser gesagt, frei werde, da der Passagier im letzten Moment

verhindert worden sei, abzureisen. Sie koste 600 Dollar, sei aber sehr schön. Es handle sich um Kabine Nr. 67, Deck B.

«Gut», antwortete Rose, «ich werde morgen mit der «Ile de France» nach Paris fahren, wenn du es unbedingt willst, Albert.»

Ida Graf

## Gelati

von Johannes Bollin

Blitzblau war sein kleines Wägelchen gestrichen, das er über das holperige Katzenkopfpflaster der engen südlichen Gassen zog, blitzblau wie der Himmel im August oder die Augen des halbwüchsigen Mädchens, das ihn jeweilen begleitete. Blitzblau war auch sein zerknittertes Leinenhemd über der gewaltigen Brust, knapp angemessen nach einer längst verschwundenen Mode, mit ausgefranstem Kragen und verblichenen Silberbordüren, ein phantastisches Gebilde aus Stoff, aufgesetzten Flickern und allerhand Putzmachertand, wie man es sonst nur noch etwa bei fahrendem Jahrmarktsvolk zu sehen bekommt.

Von Zeit zu Zeit pflegte er den Wagen in eine schattige Ecke zu stellen und mit rauher Stimme sein «Gelati! Gelati!» zu schreien. Dann kamen die Leute herbei und er zauberte aus einer Lade im unteren Teil seines Karrens allerhand Gerätschaft hervor, mit welcher er das halbflüssige Fruchteis je nach dem Preis entweder in fade, süssliche Tüten klatschte oder zwischen zwei Waffeln presste. Dabei liefen ihm die hellen Schweisstropfen unaufhörlich über das bärtige Altmännergesicht. Er seufzte und liess es geschehen, und niemand dachte sich etwas Besonderes dabei, wenn auch zuweilen die grünen, gelben und roten Portionen etwas davon abbekamen, während er sie für seine Kundschaft zurecht machte. Man war hier nicht so heikel wie auf der anderen Seite des San Gottardo — pah! Streit gab es höchstens um die Menge der zartschmelzenden Süssigkeit, die der Käufer für sein Geld anders haben wollte als der Verkäufer. Aber ein paar Schweisstropfen mehr oder weniger — was hatte denn das schon zu sagen bei der vermaledeiten Gluthitze des südlichen Nachmittags?

Ich lernte den Gelati-Mann durch einen jener wunderlichen Zufälle kennen, mit denen das Leben Bekanntschaften schliesst. Ich fuhr ihm nämlich an einem heissen Sommernachmittag, halb verschlafen durch die unbarmherzige Glut der Tessiner-sonne, mit dem Fahrrad in die brüchige Seite seines himmelblauen Lotterwägelchens, wobei das Unglück geschah, der Karren stürzte und sein ganzer süsser Inhalt, weiss, rosa und grün auf die Strasse floss. «O Dio! Dio! Dio!» jammerte der Alte, während ich mich erschrocken wieder aus dem Staub erhob und flüchtig meine Kleider in Ordnung brachte. «Jetzt hat mir der Signore den Stand umgeschmissen, und die ganzen Gelati liegen auf der Strasse . . .» Bei diesen Worten begann das kleine Mädchen zu schluchzen, während der Tessiner sein wohl lautendes Klagelied fortsetzte und mit Armen und Händen wild in der Luft herumfuchtelte.

«Der Karren hat mitten auf der Strasse gestanden!» versuchte ich mich so gut es ging, zu rechtfertigen. «Du aber, Caro, hast im Schatten jener Platane geschlafen, ich habe es wohl bemerkt!» «Aber Signore!» lamentierte der Alte zur Erwiedering. «Wie könnt Ihr sagen, ich hätte geschlafen! Wie könnt Ihr einem alten Manne, der nur eben ein wenig ausruhte, gleich einen solchen Schimpf anhängen! Als ob unsereiner überhaupt Zeit zur Siesta fände!»

«Deswegen hat dein Karren aber doch mitten auf der Strasse gestanden», beharrte ich auf meinem Standpunkt. «Dort gehört er nicht hin — ecco, du siehst es selbst: deshalb habe ich ihn auch umgestossen!»

Der Gelati-Verkäufer wandte sich jetzt mit einem barschen: «Hör endlich mit dem dummen

Geschrei auf, Elena!» an das hübsche, aber ordentlich schmutzige Kind und wies es an, die schon halb zergangene Gelati wieder in die irdenen Gefässe zu schaufeln, die glücklicherweise trotz des Unfalls heil geblieben waren. «Perbacco», stöhnte er dazu, «nun hat mich der Signore um meinen ganzen Verdienst gebracht!» — Und wieder zu dem Kind: «Willst du wohl nicht alles durcheinanderwerfen, Elena? Du bringst deinem armen, alten Nonno aber auch wirklich nichts als Sorgen!»

Ich wusste wohl, wo die Sache etwa hinauswollte, und obwohl ich bei diesem kleinen Missgeschick vielleicht auch nicht allein der schuldige Teil war, so gedachte ich doch keineswegs, den biederen Tessiner mit seiner verdorbenen Ware hängen zu lassen. Besonders mit Glücksgütern gesegnet mochte er ja wohl nicht sein, das bewies mir sein ganzer sonderbarer Aufzug. Aber ich gedachte auch nicht, mir für die gefrorene Farbenssenz, die er als «Gelati» verkaufte, einen Phantasiereis abknöpfen zu lassen.

«Was denkst du, Caro, wieviel der Schaden da ungefähr ausmachen mag?» erkundigte ich mich deshalb vorsichtig und machte mich, absichtlich uninteressiert, an meinem umgestürzten Fahrrad zu schaffen.

«Ah — vierzig Franken gewiss!» beeilte sich der wunderliche Kauz hastig zu versichern. «Da ist einmal die teure Essenz, die man braucht, und die gute Milch, für die man heutzutage ja ein Sündengeld ausgeben muss. Und dann natürlich das Eis — ja Signore, was denkt Ihr, was das Eis allein kostet, jetzt mitten im Sommer, ganz abgesehen von allen anderen Dingen, die man zur Herstellung eines guten Gelato notwendig braucht! Und, fast hätte ich's vergessen — ich kann heute keine Ware mehr herstellen, das werdet Ihr sicher verstehen. Vierzig Franken — das ist das äusserste, was ich Euch für den Schaden veranschlagen muss, Signore . . .»

Ich hatte mir seine Litanei mit wachsender Belustigung angehört. Vierzig Franken für das bisschen gefärbtes Wasser war ungeheuer, unverschämt genug, dass ich dem fuchsschlauen Nonno mit dem braunen Biedergesicht eine kleine Lehre erteilen musste.

«Wieso mir?» fragte ich deshalb scheinbar unmutig. «Was geht mich deine Gelati an? Habe ich etwa den Karren mitten auf die Strasse gestellt, jedem harmlosen Christenmenschen zum Schaden? Wer schlief dort im Schatten — du oder ich, sprich mio Caro, sprich!»

Nun bekam er es aber doch mit der Angst zu tun, da der fette Goldfisch, den er gefangen zu haben glaubte, plötzlich wieder zwischen den Maschen seines aus südlicher Redekunst und romantischer Schlaueit gewobenen Netzes hindurch schlüpfen wollte. «Pass doch endlich ein bisschen auf, Elena», fuhr er seine Enkelin unmutig an, «du mischt ja die ganze Gelati durcheinander!» und dann zu mir, Klage in der Stimme und gut gespielter Unmut im Auge: «Du willst mich unglücklich machen, Signore! Du redest und redest und dabei denkst du nicht daran, wieviel Schaden du mir zugefügt hast!» Sein Eifer liess ihn mir plötzlich das trauliche Du geben, mit welchem hier unten alle Leute miteinander verkehren. «Oh, die schöne, gute, teure Fruchtsenz! Die feine Milch, die ich erst heute Morgen bei Nachbar Giuseppe geholt und bar bezahlt habe! Gib mir dreissig Franken, Signore, und ich will nichts mehr sagen! Dreissig lumpige Fränklein, eine Kleinigkeit für dich — für mich aber, für das Kind da, unsere Polenta von heute, morgen und übermorgen!»

Ich schwieg beharrlich und zog statt einer Antwort meine Briefftasche hervor. Eine schöne, blaue Zwanzigernote entnahm ich ihr und faltete sie nachdenklich auseinander, von des Alten lebhaften Augen scharf beobachtet.

«Hör einmal, Caro — tun es zwanzig Franken zur Not nicht auch?» fragte ich dann milde. «Denn wisse — mehr werde ich dir auf gar keinen Fall geben! Erzähle mir jetzt nur nicht, dass das Eis auch Geld gekostet habe. Ich bin imstande und lasse das blaue Fähnlein hier in meiner Hand wieder in der Rocktasche verschwinden . . .»

«Ach, Madonna mia», seufzte er klagend, indem er den Zwanziger auch schon wie ein Siegeszeichen vor meiner Nase hin und her schwang, «was bist du doch für ein verstockter, hartherziger Mensch mit armen Leuten, Signore! Tstststs! wenn dir das nur kein Unglück bringt! Zwanzig Fränklein für soviel gute, frische Gelati, die mich ein Heiden geld gekostet haben! Zwanzig lumpige armselige Franken für soviel sündenteure Fruchtsenz, für all die gute Milch, das Eis, die . . .» «Schon gut!» unterbrach ich sein Jammerlied barsch. «Ich gehe jetzt, und du räume ein nächstesmal deinen himmelblauen Lotterkarren etwas besser aus dem Wege . . .»

\*

Als ich eine Stunde später, vom Baden im blauen Langensee, erfrischt wieder ins Dorf zurückkehrte, begegnete ich dem Gelati-Verkäufer

und seinem brüchigen Gespann mitten in den schattigen Winkelgässchen wieder. Zwei dicke Frauen standen in seiner Nähe und lutschten munter schmatzend ein undefinierbares Gemisch von roter, weisser und giftgrüner Gelati zwischen leicht beschmutzten Waffeln. Scheinheilig trat ich zu der Gruppe und sagte: «Du hast da, scheint mir, recht rasch wieder frische Ware besorgt, Caro, he?»

«Man tut, was man kann», gab er mürrisch und etwas verlegen zur Antwort.

«Und darf ich dich bitten, mir auch eine Portion zu verkaufen?»

Einen Augenblick schien er zu überlegen, indem er sich an seinen Gerätschaften zu schaffen machte.

«Sei mir nicht böse, Signore», erklärte er dann, «aber ich möchte dich darauf aufmerksam machen, dass diese Gelati ... dass die Gelati ... nun ja, wollt Ihr wohl machen, dass Ihr in Eure Küche kommt, verschleckte Weibsbilder, die Ihr Euerem Mann das sauer verdiente Geld mit Eurer Naschhaftigkeit durchbringt! Fort, fort mit euch, damit der Signore nicht sieht, wie ihr euch wieder verarsücht!»

Die Frauen schauten ihn erst verwundert an, machten dann aber doch nach kurzem Gruss gutmütig, dass sie weiterkamen. Jetzt lehnte sich der alte Schlaukopf vertraulich vor und sagte:

«Nun ja, Signore — was sollen es diese Hennen wissen, dass die Gelati heute nicht gut ist, he? Ich

würde dir, da du doch mein Freund bist, nicht raten, von ihr zu essen!»

«Warum denn?» fragte ich spöttisch. «Ist die Essenz etwa nicht gut?»

«Ich staune über deine Klugheit Signore — die Essenz ist tatsächlich diesmal minderwertige Ware!»

«Und die Milch?»

«Schlechte Milch, Signore, ganz schlechte Milch! Weder frisch noch schmackhaft. Gar nichts für dich, Signore!»

«Und sind vielleicht auch kleine Steinchen dabei und etwas Strassenkot?» schloss ich mein erheitertes Examen lachend ab. «Was glaubst du, Caro?»

Da verklärten sich die Züge des alten Gelati-Verkäufers zu einem schier feierlichen Unschuldslächeln. «Signore», flüsterte er, und der wunderbarste ennetbirgische Schalk leuchtete für eine Sekunde in seinen demütigen Augen auf, «Signore — du wirst es doch einem armen, alten Mann nicht übelnehmen, wenn er zuweilen etwas ungeschickt ist und bei der Zubereitung seiner Gelati einmal, aber wirklich nur ein einziges Mal etwas Sand und Strassenstaub mit in die Masse bekommen hat? Sieh, wir sind Menschen allzumal, und jedem kann einmal ein Missgeschick passieren ...»

## Olivia

Frieda Schmid-Marti

Markt im Fischerstädtchen Finale Marina. Der Himmel spannt sich wie blaue Seide über dem Wasser. Das Meer flimmert und schimmert. Verlassen liegen die Barken am Strand.

Aber im Städtchen wogt Leben. Volk drängt sich zu den Buden, die dicht gereiht in den Gassen aufgeschlagen sind. Fisch und Wein, Oel und Frucht, Käse und Gemüse, billiger Tand, an dem begehrlische Mädchenaugen haften, alles liegt kunterbunt durcheinander geschichtet, in hohen, spitzzulaufenden Reihen türmen sich Chianti-Frascati und Brachettoflaschen neben wundervollen Trauben, auf denen der bläuliche Hauch der Reife liegt. Da wird geschrien und gemarktet, gefeilscht

und beteuert. Ein widerlicher Geruch von Fisch und faulendem Obst, von Schweiß und Unrat füllt die Gasse, schwelt über den Köpfen.

Es geht auf den Mittag. Die Hitze brütet in allen Ecken. Der Handel wird flauer, das Ausrufen der Ware dringlicher. Hier schreit einer Fische aus, da einer Schuhe, dort einer Gebäck. Schwärme von Fliegen haften daran. Hier zerschlägt einer Tassen, leimt sie wieder mit unheimlicher Geschwindigkeit, mit dem allerbesten, neu erfundenen Colla Italia.

Da schlägt ein zerlumptes Weib Karten und weissagt die Zukunft, dort spielt ein dunkler, schöner Mensch in wallenden Locken die Hand-